

Unterhaltungsbeilage der „Saale-Zeitung“

Nr. 201 Donnerstag, den 9. September 1920

Phinele.

Roman von
Ludwig Meisinger.

„Ihr Art wird wohl recht haben,“ sagte Welsbach ernst, „mit den Uebergängen, mein ich. Aber dann muß es da wohl auch Höhepunkte geben. Ich bin ja nur Laie auf diesem Gebiet, und meine Tochter, die ich vor drei Wochen hergeleitet mußte, hat eine ganz andere Entwicklung durchgemacht. Aber mein Beruf drückt es mir doch, daß ich seit nur mit phantastischen und exaltierten jungen Menschen zu tun habe, die alle das rechte Verhältnis zur wirklichen Welt nicht finden können. Man lernt durch das Herhören Menschenkinder verstehen zu können, wie ihr Dämonen sich zu dem wahren Sinn entschließen mußten, um die Höhepunkte zu erreichen. Ganz buchstäblich. Ein Punkt auf meiner Höhe, zu dem man nur durch schreckhafte, aufregende Vorstellungen gelangen kann, um dann plötzlich im frischen Genuß des gebundenen Lebens alles Kranke und Verwirrende von sich abfallen zu sehen.“

„Wenn Sie recht hätten!“ Frau Gerlinde versuchte die Hände zu waschen, wie im inständigsten Gebet. „Aber ich weiß, ich werde die Kunst nun nicht mehr los werden. Und jede Stunde soll von nun an nur den Rinde gehören.“

„Berichtigung, gnädige Frau — soll das heißen, daß Sie den Gedanken, der Ihr Dämonen so erschüttert hat, aufgeben wollen? Ich habe von einer Ehe gehört, die Sie anzugehen gedachten. Soll daran nun nicht mehr die Rede sein?“

„Wie könnte ich daran jetzt noch denken!“

„Viel, wehre Frau!“ sagte Welsbach eindringlich, „lassen Sie sich waschen! Wir sind einander ja eigentlich Fremde, aber das Schicksal hat uns in einer Situation zusammengeführt, die nicht nur zwei Vertrauen, sondern selbst ihr Vertraulichkeit drängt. Ich hoffe, Sie glauben mir, wenn ich Ihnen sage, daß nur die stärkste Anteilnahme mich raubt, Sie nicht zu werden Sie sich nicht abzurufen, sondern sich zu erheben. Sie sind nicht nur zwei, sondern Sie sind einander, wie ich Ihnen sagen möchte, und Sie sind einander, wie ich Ihnen sagen möchte, und Sie sind einander, wie ich Ihnen sagen möchte.“

„Sie wissen um die Sand, die er einen Augenblick steht.“

„Ich bin Ihnen ja so dankbar, Herr Professor!“

„Nun also? Wenn der heutige Tag Ihnen eine Lehre gibt, so kann das meine Meinung nach nur die sein: Fräulein Josephine muß fort. Erklären Sie nicht und hören Sie mich ruhig an. Ihr Dämonen hat in meinen Augenwundern mit Ihnen höchlich viel für ihren inneren Menschen gewonnen. Aber Sie wissen, wie ganz sich für Sie, und Fräulein Josephine kennt die Welt und das Leben nicht. Sie macht sich ganz falsche Vorstellungen von den menschlichen Dingen, und es geht nicht um einen sich erheben. Sie sind doch wieder menschlich, wenn Sie nicht die Veränderung einsehen sollte. Das junge Mädchen muß fort von Ihnen und hinaus. Nicht in ein Pensionat, denn darüber scheint sie mir doch schon hinausgewachsen und sie würde — vom immer wohlthätigen Umgang mit Altersgenossen abgesehen — kaum den rechten Vorteil davon haben. Ich meine, ein Mädchen so reifer Eigenart müßte mehr, als es gewöhnlich im Pensionat geschieht, das als wirkliche Leben herausgebracht werden. Man sollte nicht mehr viel an ihr herumzerlegen. Am besten, wenn man sie vor

eine Aufgabe stellen könnte. Es gibt doch so viele Frauenberufe. Vielleicht hat sie für irgend einen so viel Interesse, daß sie wenigstens die Ausbildung auf sich nehmen möchte — sie braucht ja dann später den Beruf nicht praktisch auszuüben, wenn sie das nicht mag. Die Hauptfrage ist eben: sie muß ein Ziel haben, nach dem sie streben kann, sie muß aus der phantastischen Zweifeltätigkeit heraus, in der sie bisher gelebt hat. Und dazu ist eben unerlässlich, daß sie von hier fortkommt. Sie wird dabei das Elternhaus nicht verlieren — es wird ihr in der Entfernung erst recht lieb und mit Bewußtsein teuer werden. Haben Sie daran nicht gedacht?“

„Vielleicht. Manchmal hab ich wohl daran gedacht, ob es nicht gut wäre, wenn Phinele sich ganz der Kunst widmen würde. Gesehen aber wurde davon nie, und Josephine selbst hat daran wohl nie gedacht. Es liegt sich auch gar nicht machen. Wie haben in der Nähe kein Konservatorium, wir haben auch keinen Künstler, der dem Mädchen etwas zu geben hätte. Und jetzt von hier — das ging eben nicht. Seit zwei Jahren soll sie eigentlich in eine Pension. Aber ihre entsetzten Augen haben mich immer gleich mitlos gemacht, wenn ich davon sprach, und dann hat sie immer meine liebe Not gehabt, sie wieder zu beruhigen. Vor ein paar Monaten wollte ich aber doch einmal Ernst machen, und ich nahm mir fest vor, diesmal nicht wieder weichen zu werden. Sie sollte nach Paris, und ich hätte schon alles abgemacht, weil ich mich selbst den Mühen abgeben wollte. Aber gehalten hat's mir doch nichts, und Sie sehen ja, Josephine ist geblieben.“

Und nun sah Frau Gerlinde bittend zu Welsbach hinüber. „Nun lächeln Sie mich, Herr Professor, und denken, ich ist doch eine recht gesunde Mutter. Ein Gott, ich muß mich wirklich. Ich habe nie etwas anderes gewollt, als mein Kind, und alle Liebe, die ich geben mußte, hat von der ersten Stunde an ihm allein gehört. Meine Ehe ist nicht glücklich gewesen, und ich besuche höchst selten meine Eltern, die den Tod meines Mannes vorausgegangen ist. Warum hat die Angst mich nicht verlassen, Josephine könnte von ihrem Vater die schwere nervöse Hebung ererbt haben, und dagegen hab ich immer nur die innigste Liebe und äußerste Sorgfalt als Mittel geant. So haben wir beide in einer herzlichen Gemeinschaft gelebt, wie sie nur zwischen engeren Menschen möglich ist, und eins ist den anderen die Welt geworden. Ich weiß nicht, ob Sie sich da so recht hinstellen können?“

„Ich glaube wohl,“ sagte er warm. „Aber das Wichtigste ist doch, daß Sie jetzt die Notwendigkeit einer Trennung so klar empfinden können.“

„Ja, aber ich habe uns trotzdem nicht getrennt und wir werden uns heute weniger als zu jeder fremde können.“

„Berichtigung, aber das scheint mir ein Irrtum, der verhängnisvoll werden könnte. Gewiß, Fräulein Josephine mag Ihnen sehr lieb verloren und sie ist Ihnen gerade mehr geblieben worden. Aber das ist doch kein Sünden, ich meine sogar, es sei nur ein Grund mehr, nun ernsthaft durchzugehen. Ich meinte sogar, daß Ihr Dämonen das selbst begeißelt. Sie ist da, wenn sie dem Göttergötter und dann beim Abstieg sehr ernstlich gewesen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn sie auf den späteren Gedanken käme, sich die Trennung von Ihnen nur selbst als Ruhe anzusehen.“

Frau Gerlinde lächelte ungläubig: „Das tut sie sicher nicht.“

„Der weiche Fräulein Josephine ist, wenn mich nicht alles täuscht, im Grunde doch ein ganz reines Mädel, und bei ihrer besondern Veranlagung kommt es nur darauf an, aus welcher Richtung der Anstoß für ihre Entscheidung kommt.

Frauen der Vagantenstadt einen guten Teil des Tages müßig an den Fenstern und den Balkonen zubringen, um sich durch das Hin- und Herbewegen die Zeit zu vertreiben, den Bekannten ein Rätsel, den Fremden eine Blume zu schenken. Die Färberei der Sonnenstrahlen aber kann in diesem Falle mit Recht bezeichnet werden, und mancher wird das Rätsel der Zeitstrahlung als ungelöst erklären, wenn es keine bessere Lösung dafür gibt, als die poetische Sage. Kann nun dieses Rätsel wirklich gelöst werden? Vielleicht!

Das gelbe Kästel präzentierte sich nämlich vor Jahren dem Orientreisenden Freiherrn v. Malgaa, als er zu den Somali-Regen kam und Ubergangslager wahrnahm, daß er es mit blonden Regenen zu tun hatte. Wie kamen diese schwarzen Jünglinge zu den langen, bald goldblonden, bald wie leichte Goldbröcke glänzenden Köden? Malgaa fand die Sache, wie begreiflich, sehr seltsam und suchte ihr auf der Strand zu kommen. Und so erfuhr er denn, daß der schöne Goldglanz nicht etwa das Ergebnis eines aufgelegten Färbemittels, sondern vielmehr das Resultat einer Erzfärbung des Haars war. Die Somali-Regen legten nämlich stoff in unvollkommen gelöstem Zustand auf das Haar, und in wenigen Tagen wog sich dann der Prozess der „Berghörnung“. Solange festlich die Wurden mit den verfallenen Haaren umhergingen, saßen sie glücklich aus, und die Stücker zeigten sich gar nicht in diesem wenig reißvollen „Ubergangsstadium“. Dafür entpuppte sich aber nachher der Koisus zu so effizienter. Dieser lange, goldene Bodenmantel, der sich Malgaa in seinem Bunde über diese Masse, sieht wirklich ganz hübsch aus, besonders wenn er im Tanz, zu dem die Somali stets aufgelegt sind, sich in geschwinder Anordnung entfaltet und auf die Schültern sinkt.“ Wietet nun der Bericht Malgaa's nicht eine Lösung des Rätsels? Benedict stand mit dem Orient von alters her in regstem Handelsverkehr, und bei diesen lebhaften Beziehungen ist es nur zu wahrscheinlich, daß in der Vagantenstadt auch die Kunde von dem Goldhaar und der einfachen, aber ingentiven Haarenfärbungsmittel der Somali-Regen gelangte. Daß nun das kostbare Geheimnis sorgsam hütete, ist begreiflich, um so mehr, als die verschiedensten Frauen zum mindesten so viel gewisser sein dürfen, wie die Somali-Regen, und darum auch Grund genug hatten, sich vor den Männern mit den kaltschwebenden Haaren nicht zu zeigen. Aus den trefflichsten Gründen sollte der Haarenfärbungsprozess ein „Geheimnis der Soliste“ bleiben. Der Haarenfärbungsprozess allerdings heißt man bequemere Hilfsmittel zur Entfaltung des Haars, die mir der Chemie und der modernen Haarmittel verstanden. Sobald unsere Damen der Meinung sind, daß sie lange genug schwarzhaarige Schönen waren und nun auch einmal blond präzisieren wollen, so bedarf es nur einer einzigen Sitzung beim Coiffeur, der mit Hilfe von Sauerstoffperoxyd alsbald jede gewünschte Färbung des Blonds haars herstellt. Das ist längst kein Geheimnis mehr, wie bei den Venezianerinnen — aber auch heute noch verliert man nicht gern davon. M. U.

wägt von 140 Kilogramm an der Fortbewegung gehindert werden dürfen. Und was die Geschwindigkeit anbetrifft, so hätte der Mensch unter Voraussetzung der gleichen Leistungsfähigkeit nach Abgabe seines Gewichtes 38 Meter Kilogramm in der Sekunde entwickeln müssen, statt der 1,3 Meterkilogramm, die er tatsächlich leistete. Mit anderen Worten, das Verhältnis der Zugkraft zwischen schwimmenden Menschen und Fisch berechnet sich auf 1 zu 37.

Die Schlange in der Wüste. Ein gefährliches Abenteuer bestand kürzlich in Bau, der Hauptstadt des Departements Nieder-Pyräen, ein junges Mädchen, das im Garten der väterlichen Villa eingeschlossen war. Als es aufwachte, sah es mit Entsetzen eine Schlange, die aus dem Auschnitt der Wüste heranzuschleichen war und den zingelnden Kopf gegen das Gesicht der schlafenden gerichtet hielt. Trotz ihres Schreckens war das Mädchen gefestgegenwärtig genug, um jeden Schrei, der die Schlange zum Weichen hätte reizen können, zu unterdrücken. Die Schlange kreuzte sich nicht die geringste Fuß, ihre sonderbaren Hauptes zu bewegen. Nach zehn bangen Minuten, die der jungen Dame eine Ewigkeit dünkten und sie einer Ohnmacht nahe brachten, kam die Mutter, die über die lange Abwesenheit der Tochter unruhig geworden war, in den Garten. Mit einem Blick überlag sie die kritische Situation, gab der Tochter durch Zeichen zu verstehen, sich ruhig zu verhalten, rannte in aller Eile ins Haus zurück und füllte hier einen Topf mit Milch. Sie eilte in Begleitung eines mit einer schweren Keule bewaffneten Dienstmädchens in den Garten zurück. Mit aller Vorsicht wurde die Schlange mit Milch so nahe wie möglich an die Schlange herangebracht, die auch bald die Milch trank und zu Erde herunterfiel. Während sie die Milch mit Begierde schluckte, zerstückte sich das Dienstmädchen mit einem Schlag den Kopf. Man stellte später fest, daß es sich um eine Sandotter handelte, einer der gefährlichsten Vipern, deren Biß unbedingt tödlich ist.

Literatur.

Wolke'scher: Der göttliche Dichter. Leipzig 1920. Insel-Verlag.

Die Geschichte des Dichtens gibt diesem Buch den Bortwurf. In gewissem Sinne ist es eine zweite, moderne Dichtung. Des Dichters Alfred Schaeffer Kritik weist sich um die Irrfahrten, Erlebnisse, Erkenntnisse, Geschichte des Dichtens. Aber es ist kein Pros, kein Gedichtesang, der dogmatisch die Leiden des Dichters befringt. Es sind einzelne, losgelöst, nur durch die Seele des Dichters zusammengehaltene Schöpfungen, die in breiter Macht, in tiefer Nahe, denkligkeit, mit jauchendem Jubel dünftes Leid meinen und himmlische Freude künden. Schaeffer ist ein tiefstehender Dichter, der kaum beinspielt ist von einem der Modernen. Man ist versucht, ihn zu den besten Expressionisten zu zählen. Wenn sich seine Gesänge auch um Erlebnisse, Gesichte winden, so ist es doch nur der Ausdruck der Seele, was die Gedichte bebt und beschwingt. Eigenartige, mitunter verschämte, schüchternes Bilder, mitunter gewichtige Seelengemäße, vereinzelt auch liebliche Impressionen bilden einen Kranz von Gefängen, der nichts zu tun hat mit den Eintagsfliegen des Literaturmarktes. Schaeffer hat dieses Kunstwerk in schwerem Ringen geboren. Er hat keine Konzeptionen nicht müheles hingeworfen. Zahlreiche Arbeit des Schaffenden erst haben die Inspirationen reif werden lassen. Nur Geduldige und Beherrschte, Schönheitsfänger werden in diesem Werk mitleben können. — Es ist ein verdienstvolles Unternehmen des Insel-Verlages, diesem Buch die Wege geebnet zu haben. Teile davon waren im Jahre 1912 bei Rowohlt erschienen. Schaeffer hat inzwischen an seinem Werk weiter gearbeitet und das Halbfertige verändert. Der Insel-Verlag hat der Dichtung eine würdevolle Form gegeben; denn für die kleine, verständige Gemeinde, der es gehört, ist es ein Weibendes. Martin Feuchtwanger.

„Weltand.“ Seit 4 des 6. Jahrganges dieser künstlerisch bedeutsamen Monatschrift ist ein „erfolgreiches“ Heft. Es enthält u. a. Bilder von Beck, Gertz, Wegelin, Konstantin, Schnarrenberger, Seewald und literarische Beiträge von Waldemar Bonsels, Ina Sedel, Josef Bonten. (Weltand-Verlag, München, Leopoldstrasse 3.)

Mieterschuld und Höchstmieten. Für die Praxis dargestellt und kommentiert von Magistratsassessor G. Frankh. In: Juristische Literatur Späth und Linde, Berlin.

Su beziehen durch die Goethe-Buchhandlung Halle a. S., E. Gr. Ulrichstr. 63, Telefon 4520.

Bunte Zeitung.

Was ein Schwimmer ziehen kann. Die Leistungen, die die Fische als bewegende Kraft anzuweisen sind durchaus nicht bedeutend, und noch unzureichender sieht es in dieser Beziehung von den schwimmenden Menschen. Professor Hoffmann von der Kaiserin Sorbonne hat den Kraftaufwand, den die verschiedenen Fische beim Schwimmen entwickeln, festgestellt und mit dem Menschen verglichen. Der Aalpaar, dessen er sich zu diesem Zweck bei den Fischen bediente, besteht aus einem aus Schmir verfertigten Halsband, das hergestellt und angebracht ist, daß es den Fisch nicht behindert oder belästigt, aber er aber auch nicht entschärfen kann, und das eine Drehvorrichtung betätigt, die mit Hilfe angebrachter Gewichte die bei der Bewegung von dem schwimmenden Fisch entwickelte Kraft registriert. Der zum Vergleich herangezogene Schwimmer trägt am Gürtel angebracht einen Strick, der über einen Fischring läuft und dadurch ein Gewicht nach Maßgabe der entwickelten Kraftleistung in die Höhe hebt. Wenn man die von den besten Schwimmern und den, die höchste Leistung aufzuweisen, Fischen, erreichten Zahlen vergleicht, ergibt sich die Feststellung, daß ein 80 Kilogramm wiegender Mensch durch ein Gewicht von sieben Kilogramm langsam, das heißt, am Weltergebnissen verhindert wird, während bei einem 419 Gramm wiegenden Fisch dieses Resultat erst bei einem Gewicht von 750 Gramm zu erzielen war. Im gleichen Verhältnis hätte der Mensch erst durch ein Ge-

Zeit ist die Neus und die Beschämung obenauf, und die hat er doch schon ganz andere Dinge zuzugebracht. Aber eine Leibeckel ist wirklich nicht daran, dann muß sie eben dahin gebracht werden, sich mit dem Gedanken vertraut zu machen, ohne daß sie einen Zwang spürt. Und glauben Sie mir, das ist gar nicht schwer, und es hätte sich gewiß auch früher schon erreichen lassen, — wenn Sie nicht selbst vor einer Trennung gestört haben würden. Junge Menschen sind immer bereit, sich von Reben lösen zu lassen. Zeigen wir Ihrem Tochterchen ein Ziel, das es mit seiner Phantasie erschaffen kann — denn das ist die Hauptsache — und dann sollen Sie sehen, wie schnell Ihr Phinee sich dafür begeistern wird.“

„So kann's mit nicht deut'! Und es gibt ja auch keinen solchen Weg. Ausgenommen vielleicht, wie ich schon sagte, die Musik.“

„Die Musik“ machte Welsbach ein wenig gedehnt. „Nun ja, damit liege ich schon etwas machen. Aber darf ich nun ganz offen fragen? Ich weiß nicht, was Fräulein Josephyne zu leisten vermag und wie weit ihre Begabung ist. Trotzdem möchte ich aus meiner Erfahrung heraus doer warnen, an die Musik als Beruf zu denken. Es gibt auch da, wie in fast allen künstlerischen Berufen, unendlich viel Kleinlich'eit, Häßlichkeit und Enttäuschung, und schon ist eigentlich nur die Auserlesene. Es wäre ein großer Gewinn, wenn musikalische junge Leute es sich angelegen sein ließen, die Musik als Nebenberuf möglichst ernsthaft zu pflegen und alle Vollenzung anzustreben, die irgend erreichbar ist. Aber darüber hinaus? Es lauten unendlich viele herum, die sich Künstler nennen und von der höchsten Kunst nichts verstehen, und ich habe mich immer geschäet. Unterer ere diefen sich eifriger als Berufsleute. Man trägt ohne ein schon schwer genug an der Verantwortung für die armen Menschen, die in Anfang große Erwartungen wecken und dann doch enttäuschen.“

Frau Gerlinde unterbrach ihn mit einer lebhaften Handbewegung.

„Das hab ich nicht gemeint, Herr Professor. Der Gedanke, Josephyne könne Künstlerin werden, ist mir nie gekommen, und ich würde mich mit aller Kraft dagegen wehren, wenn Phinee selbst darauf verfallen wäre. Das Leben einer Virtuositin mit der Unrast des Reisens — um Gotteswillen, das ist nichts für uns. Bei alledem glaub ich sehr, daß Phinee ungewöhnlich begabt ist. Ein wenig versteht ich schon von Musik, und ich weiß, was das Mädchen wirklich leistet und wie tief es alle musikalische Schönheit erlebt. Aber trotzdem würde ich ohne schwere Beunruhigung an die Ausbildung zur Künstlerin nicht einmal denken können. Ich meine nur, daß die Musik und die Möglichkeit unter guter Leitung darin weiter zu kommen, Phinee allein aus meinem stillen Hauje lösen könnte.“

Welsbach reichte ihr lechhaft die Hand.

„Wenn Sie's so verstehen, dürfen Sie ganz auf mich zählen, gnädige Frau. Aber ich will Ihnen nicht verhehlen, daß auch dann eine gewisse Gefahr noch besteht. Wer eist einmal über ein Mittelmaß hinausgeschritten ist und dabei ständig mit jungen Leuten verkehrt, die sich alle als Künstler fühlen, lange bevor sie's wirklich sind, der nimmt selbst leicht die Gewohnheit der Künstler an, und dann ist der Weg zur vernünftigen Begrenzung schwer zu finden. Aber ich denke, wir können es trotzdem wagen, und mir scheint ein Gedanke vor, der Ihr Frau'n Tod er doch wohl vor mancher Ge'ahr bewahren könnte. Zunächst aber muß ich sie natürlich einmal hören. Das läßt sich wohl machen, daß sie nichts von unsrer Ähnlichkeit erht und möglichst an's Angen bleibt.“

Phinee trat herein. Noch ein wenig besagen, mit einem unbeherrschten Vagen im Gesicht, aber offenbar entschlossen, mit allen unbehaglichen Gedanken und Erwägungen eifrig zu sein.

„Gib' ich lange warten lassen?“

„Sie tragen ein helles, butiges Mitleid. Um den Hals, der sich frei und schlan aus dem runden Ausschnitt heraushebt, hatte sie ein helles, silbernes Reifchen gelegt, an dem ein kleines Medallion hing. Das Reifchen war nicht neu und nicht modern; das Reifchen stammte aus Urgroßvaters Zeiten. Aber gerade so bot Phinee ein Bild schar, rezipoller Jugend, und Welsbach ließ den Blick mit ehrlicher Bewunderung auf ihr ruhen.“

„Was sollen wir nun antworten?“ fragte er scherzend mit einem Blick auf Frau Gerlinde. „Sollen wir das gnädige

Fräulein eigentlich vernunft und hat sie uns ungebührlich warten lassen?“

Phinee lachte.

„Ach, wenn Sie erst fragen müßten! — Aber es war doch wirklich nur ein Viertelstündchen.“ Dann ging sie zu Frau Gerlinde. „Mutterle, goldenes — weißt Du, daß ich fürchterlichen Hunger habe?“

Sie lachte wieder und die anderen stimmten fröhlich mit ein. Dabei erhob sich Frau Gerlinde und auch Welsbach stand auf.

„Also wenn ich bitten darf, Herr Professor! —“

Phinee sah dann aber doch fast gar nichts. Dafür hatte sie unendlich viel zu schauen und zu fragen, und die naturwunderbare Erregung, mit der sie fertig werden wollte, blieb deutlich sichtbar. Eigentlich mußte sie sich schämen, das zu sagen, aber sie sei noch nie in Wien gewesen. Uebrigens seien sie in Dresden gewesen. Acht Tage, und sie habe sich gar nicht satt sehen können; an der Stadt nicht und nicht an den unendlichen Schätzen im Zwinger, im Johanneum und im Grünen Gewölbe. Und dann die Umgebung! Nach Loschwitz hinauf seien sie mit der Bergbahn gefahren, und dann hinnergegangen zum Körner-Schillerhaus. Manchmal hätten sie wohl auch daran gedacht, nach Wien zu fahren. Aber sie wisse selbst nicht, warum es nie dazu gekommen sei. Sie hätten sich immer so wohl daheim gefühlt. Aber eigentlich müsse man nun doch einmal hinschauen. Und dann bettete sie Frau Gerlinde an: „Mutterle, wollen wir?“

Frau Gerlinde lächelte: „Wenn Du willst — ich könnte mich leicht dazu entschließen.“

„O, Mutterle, wär das herrlich!“

Welsbach hatte seine beste Freude an den lebhaften Rinde. Fortsetzung folgt.

Rüdesheim.

Nun steige ich vom Niederrhein zum Tal durch Felsengänge. Von Rheine Wandbergkuppen hastig Geraus durch Nebelwälder. Von hohen Bergen Wimmel wehn. Ringsum erklingen Weisen. Herrgott, wie ist lo wunder schön Am schönen Rhein das Reisen!

Wo Trauben auf den Bergen glänzen, Da kann's an Wein nicht fehlen, An holder Mädchen Augensprünge, An Liebesreihen Kehlen. Wo Reben auf den Bergen stehn, Liegt guter Wein im Keller. Wohlan, ich werde kosten gehn Bis an den letzten Keller.

Wohlan denn, laßt sich freudeud tief Die blanten Flaschen heben, Und was im Froße lange schlief, Laßt heben sich und steigen! Des Stromes Riblungenhört Erstkracht in unserm Weher. Der Urzeitige dunkles Wort Wird hell dem stillen Zehner.

Heil dir, du goldne Redenstadt! Heil dir und deinem Weine! Ihr bringt, was draußen freudeunart. Frischfreudig auf die Weine. So lange keine Reben stehn, Den Wein zu ihren Füßen, So lange schallt auf deinen Hühen Lustbetruer Ringer Gräßen!

Und Tod — gib mir die Hand darauf! — Kommt da aus fernem Lande, Füh' er erst mein Bild den Rhein herauf Zum Rüdesheimer Strande. Noch einen Blick auf Stadt und Strom Bei hellem Bläseflange! Dann schau' mich ein am Tesselndom Am grünen Nebenbange.

Adolf Kassau.

Wie man Wiße macht.

Von Richard Nieß, München.

(Nachdruck verboten).

Der humoristische Schriftsteller Ferdinand Krummstedel ist — wie ich vertragen will — der „F. R. aus den „Fliegenden“, der „Pipenbrind“ in den „Morgenposten“, der „St. Anton“ aus den „Guckkasten“, der „Sagir“ des „Stumpfsinns“ und der „Kun-Wum“ der „Zugend“. Nun seine Beiträge in dem Wochenblatt seiner Pinner Heimat zeichnet er mit seinem Namen. Nach München ist er gekommen, weil er hoffte, hier mehr witzigen Menschen zu begegnen als in Pinner. Und das ist für einen Humoristen recht bedeutungsvoll.

Ferdinand ist die gefährlichste Erscheinung des „Café Ordnewohn“ in München. Mein Angliad wollte es, daß ich am Stammtisch sein Nachbar wurde.

„Grüß Gott!“ begrüßte ich ihn, als ich ihn vor einigen Monaten kennen lernte.

„Der Wiß ist göttlich, Herr Kollege!“

Ich machte ein etwas begriffstuhiges Gesicht.

„Hören Sie“ (und Ferdinand schreibt und redet): „Sachlicher Oberlehrer: Glärchen, lag doch in München nicht immer „Zuten Dack“. Man brauch doch sich zu wärten, daß wir Sachjen sind. Sag doch: „Grüß Root.“

„Glänzend!“ triumphierte Ferdinand.

„Ja, aber hören Sie mal... Ich verstehe Sie nicht... ich habe doch gar nicht die Mühsicht gehabt, einen Wiß zu machen... Ihr Saagen emunziert mich.“

„Bester Herr Kollege. Sie scheinen eine Fundgrube zu sein. Sie sind unbezugsbar. Und wieder schrieb er in sein Buch:

„Das sind die besten Aphorismushumoristen, die ihre eigenen Wiße nicht verstehen.“

Nun wurde es mir aber zu bunt:

„Das verbitte ich mir, dieses Wißschinden! Ich bin weder sachlicher Oberlehrer, noch Humorist. Lassen Sie mir meine Ruhe! Was ist dann das für eine Manier, harmlose Weisungen harmloser Menschen zu verbreiten... Sie er-bärmlicher...!“

Aber meine Rede hatte nicht die niederschmetternde Wirkung, die sie verdiente. Mein Freund Ferdinand bog sich vor Lachen. Trampelte mit Händen und Füßen und schrie, während seine Feder fieberhaft über das Pap er flog:

„Salt ein, halt ein, Unglücksrabe! Ich kreeg sonst den Scheißtrampf. Mit Ihrer Unerkopschlichkeit konnte ich nicht mit!“

Und während er sich den Schweiß, der ihm in dicken Strömen von der Stirn rann, abtrotzte, erklärte er mir, daß er das Duzend Wiße, das sein tägliches Produktionsquantum sei, bei weitem überschritten habe und endlich Feierabend machen wolle. Und dann las er mir die Sätze vor, in denen ich zu einem gütlichen Oberlehrer, zu einer liebesübigen Jungfrau, zu einem gesprächigen Pa'agei, zu einer humorfren Ruhe, einem dienstreuen Rentnant und zu der Abortfrau aus dem Café Bauer geworden war.

„Sol!“ schloste nun Ferdinand und erhob sich. „Das hätten wir!“

„Also so macht man Wiße?“ fragte ich zögernd. (Und ich vermutete, er würde auch aus dieser Weisung eine Pointe machen.)

„Ich will Sie in das Geheimnis einweihen,“ erwiderte Ferdinand, der Humorist, und schloß sein Notizbuch, nachdem er einige Bogen Schreibpapier (mit Kaffeekausstigma, denn die Folien nichts verlangt hatte.

„Wenn Sie gute und gangbare Wiße vermissen wollen, so brauchen Sie nichts anderes zu tun, als sich in die Gesellschaft halbwegs vernünftiger Menschen zu begeben. Aber müssen alle Ihre fünf Sinne pervertieren und Ihren Hirnsäften auf „Unvernunft“ einstellen. Lassen Sie auf die herrlichsten Wiße werden sich aus Ihrem Gespräch mit dem halbwegs vernünftigen Menschen ergeben.“

„Und die Witzblatt-Redaktionen nehmen Ihnen die auf diese Weise entstandenen Wiße ab?“

Ich habe bisher 8174 Wiße gebichtet. Davon sind 2987

veröffentlicht. Von der „Zugend“ angefangen bis zum Wochenblatt für Sinne und Umgebung, alle Witzblätter meinen Wiße gen. Ich hatte mit acht Schreibeisagen und drei Privatsekretärinnen, sechs weibliche Stammtischbröder und einen Franziskaner. Bei diesem Geschäftsbetrieb verdiente ich, was ich zur besseren Lebensführung brauche und konnte so langsam aber sicher, und ohne mich sehr anzustrengen, in die Altersergriffenheit.“

„Und haben Sie keine Furcht, mi Ihre Geschäftsgemeinnisse so ohne weiteres preiszugeben? Fürchten Sie nicht Nachahmung und Konturen?“

„Nein, mein Lieber, Ihr Philtler werdet doch niemals so viel ernste Wiße an den Witzstern wagen können, daß ihr mir ernstliche Konturen machen könntet... Schon mander versuchte es und hat schmachlich Schiffbruch gelitten. Ihr künftel...“

Hier wurden wir unterbrochen. Der Ober führte eine bildhäßige, schmäderlich aussehende junge Dame an uns heran. „Das gnädige Fräulein hege den brennenden Wunsch, den berühmten Humoristen Ferdinand kennen zu lernen.“

„Meister,“ stützte sie.

Der Meister nickte gnädig und sagte was Bedeutendes. Da erhob ich mich.

Als ich meinen Freund, den Humoristen Ferdinand Krummstedel, nach zwei Wochen wieder traf, bemerkte er meinen neuen echt englischen Liebeslieber.

„Nun, Sie haben wohl 'nen reigen...“

„Nein, Meister,“ erwiderte ich. „Aber ich hab' Aber Sie und über das, was Sie mir neulich berichtigten, eine Geschichte geschrieben, und in dieses nützliche Kleidungsstück hat sich das Honorar dieser Erzählung umgewandelt.“

„Apropos: Diese Geschichte spielt vor 1914!“

Da wurde Ferdinand aber wütend:

„Na, hören Sie mal an... Ich hab' Sie immer für einen empfindlichen Menschen gehalten... das ist ja die beste Auslegung... Wenn das ein Wiß sein soll! Ich finde, solche Indiscrectionen sind verdammt ernt, mein Meister, Phui!“

Augenblicklich konzentrierte ich mich Ferdinand Krummstedel, dem deutlichen Humoristen. Er hat mich auf prägnante Beteiligung an den Honoraren, die ich mit 'meiner Geschichte“ erzielte, verflagt.

Das Geheimnis des goldblonden Haares.

Ein Toilettenrätsel der Venezianerinnen.

In Wort und Schrift, in jederlei Verslein und in begehrtester Prosa können die Dichter zu allen Zeiten das goldene Haar der schönen Frauen bezogen. Kein Maler dieses Jahrhunderts hat diesen ganz eigentümlichen Goldglanz wiederzugeben, und selbst Bellini mit seinen prächtigen venezianischen Madonnen erreichte bei aller Kunst niemals die hohe Wirklichkeit. Und was das Schwerhörliche war: Manches schmale, brünette Mädchen, dessen Bild sich auch mit dem dunklen Haarstand in ein Männerger zu stellen vermochte, wechselte unwillig die Farbe und ersahen eines Tages zur Ueberraschung seiner zahlreichen Verehrer im schönsten blond. Gatten sich die Schönen das Haar gefärbt, um ihm auch das vielgerühmte „Venezianisch-Gold“ zu verleihe? O nein, gewiß nicht! Die neugeborenen Venezianerinnen nahmen ja nach wie vor täglich am Eld ihr Sebad, tauchten mit samt dem frischen blondhaar in die Flutten, ohne daß dieses irgendwie Schaden genommen hätte. Und so war die Welt auch einig darüber, daß die venezianischen Frauen zur Behandlung ihres schönen Kronhaars ganz besondere Toilettengeheimnisse besitzen. Diese Geheimnisse aber wurden vorzüglich verwahrt und auch dem eigenen Manne nicht preisgegeben. Vergeltens verweigerte man sich auf das Heften, um diese Geheimnisse zu ergründen; sie blieben bis heute unerforscht. Und so bildete sich langsam ein positiver Mythos heraus, der in keiner Weise das Rätsel der Toilettenkunst sein Verlangen. Danach fand den lieblichen Venezianerinnen sein Verlangen: In jeder Toilette bei als der Sonnenrot. Die Venezianerinnen, die erzählt man, verbringen täglich einige Stunden auf dem Balkon ihres Hauses, wo sie das blonde Haar der Sonne preisgibt, und die venezianische Sonne färbt mit der Zeit auch das dunkelste Haar zu goldenen Glanze... Die Sage ist schön, aber richtig dürfte daran nur das letzte sein, daß die

